



Um ein Heim.

Roman von D. Gerard.

Genehmigte Uebersetzung von A. Geißel.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In kräftiges Pochen an der Türe unterbrach den Redefluß des alten Mannes. Gleich darauf erschien Mrs. Minny und verlangte sehr nachdrücklich das Stück Fleisch. Während Laing mit der Haushälterin stritt, erhob sich Klara. Sie fühlte das Bedürfnis, allein zu sein und das Gehörte in sich zu verarbeiten; hatten doch die Worte des alten Mannes eine wunde Stelle in ihrem Innern berührt.

Als dann Mrs. Minny sich ohne das Fleisch zurückziehen mußte, sahen deren Wangen purpurrot aus, kaum weniger rot als das heiß umstrittene „Modell“ Mr. Laings.

Dieser blühte Klara, die sich etwas hastig verabschiedete, scharf ins Gesicht. Dann sagte er in sanftem, fast väterlichem Ton: „Sorgen Sie sich nicht; solange man ehrlich und offen vorgeht, ist stets alles, wie's sein soll, und ich wette alle meine Bilder darauf, daß Sie, liebes Kind, ehrlich sind.“

Klara murmelte einen halb-erstickten Dank, und ihre Wangen brannten in heißer Scham, als sie das Haus verließ.

„Solange man ehrlich und offen ist,“ wiederholte sie kummervoll die Worte des alten Herrn. „O, was gäbe ich darum, dies von mir sagen zu können...“

Fast verstört langte Klara wieder im Seeschlößchen an, und nur wie von selbst erfüllte sie ihre verschiedenen Pflichten.

Endlich war es Schlafenszeit, und das junge Mädchen konnte sein Zimmer auffuchen. Aber anstatt zu Bett zu gehen, studierte Klara Michelet und seine kleine Erzählung vom Drangenbaum, in der er berichtet, wie eine Allee dieser Bäume, obgleich sie mit aller Sorgfalt gepflegt wurde, allmählich tränkete und schließlich einging, ohne daß der Gärtner es sich zu erklären vermochte. Zu beiden Seiten der Allee liefen schmale Erdbeerbette. Niemand hatte es für möglich gehalten, daß die Wurzeln dieser Pflanzen den Drangenbäumen Kraft und Leben entzogen, und doch war dem so. „Der Drangenbaum“, schloß Michelet seine Parabel, „muß allein stehen, wenn er gedeihen soll. Mit der Liebe ist es nicht anders. Auch sie bedarf eines durchaus reinen Bodens; kein noch je

kleines Wurzelnchen einer anderen, niedrigeren Empfindung darf in ihre Nähe kommen.“

Klara ging diese Nacht nicht zu Bett. Sie las weiter in Michelet und fand, daß dieses Buch ihr weit wichtigere und würdigere Seiten der Frauenfrage enthüllte, als es seinerzeit Bedy Sharp getan hatte. Und noch vor Tagesanbruch setzte sie sich an ihren Schreibtisch — sie mußte die Gedanken und Empfindungen, die das Gespräch mit Mr. Laing sowohl wie das Lesen von Michelets Buch in ihr angeregt hatten, ihrer Vertrauten und einzigen Freundin mitteilen. Nur ein Frauenherz vermochte sie völlig zu verstehen, und Klara fühlte, daß Fraulein Pohl bei allen ihren Schreullen und

mich jetzt unglücklich und von Bedenken gequält fühle. Ich weiß, daß Sie allem, was die Heiratsfrage streift, mit mitleidigem Lächeln gegenüberstehen, aber ich weiß auch, daß Sie mich lieb haben, und daß Sie meine Aussprüche mit liebevoller Nachsicht aufnehmen werden, und mehr verlange ich ja nicht.

Als ich hierher kam und die Verhältnisse prüfte, schien alles so klar und einfach, und nun ist es so verworren und schwierig geworden. Es war anfänglich etwa so, als wenn man in ein leichtes flaches Gewässer steigt, und dann führt jeder weitere Schritt tiefer hinein, bis einem zuletzt der Grund unter den Füßen schwindet. Es ist mir

längst klar geworden, daß ich ein Unrecht beging, indem ich es darauf anlegte, einen Mann zu heiraten, einzig und allein, weil mir diese Verbindung wünschenswert erschien und der Mann an sich mir nicht zuwider war — denn persönlich fand ich ihn von vornherein annehmbar. Alles, was mir damals genügend erschien, meine Handlungsweise zu rechtfertigen, ist es längst nicht mehr.

Ich kann nicht vergessen, daß ich mich mit List hier einschlich, um den Hausherrn an mich zu fesseln, und daß meine Aufmerksamkeit zuerst auf ihn gelenkt wurde, als ich erfuhr, er sei eine sogenannte „gute Partie“, wie's in der Gesellschaftsprache heißt. Er würde und müßte mich verachten, wenn er dies erfähre, denn daß ich allein in der Welt stehe und mich nach einem Heim sehne, kann mein Vorgehen in keiner Weise entschuldigen.

Sinnfölich der Gedanken und Vorstellungen, welche die Männer von uns Frauen begehren, habe ich überraschende Aufschlüsse erhalten, und zwar sowohl mündlich wie durch ein Buch. Eigentlich sind es ja Illusionen, welchen sich die Männer in bezug auf die Frauen hingeben; sie bauen uns Altäre, vor denen sie dann knien, während es im Grunde genommen doch nur ein Geschöpf der Einbildung ist, dem sie ihre Verehrung zollen. Ich wenigstens bin durchaus nicht das Wesen, welches auf einem Altar zu stehen verdient.

Hätte ich den Mann von vornherein geliebt — wenn ich ihn überhaupt liebte, will ich damit sagen —, dann läge die Sache anders, aber ich habe inzwischen erfahren, daß es Vergehen gegen die Liebe gibt, und wenn man die Heirat zu einer geschäftlichen Abmachung erniedrigt, so gehört das zweifellos auf die Liste jener Vergehen. Der Franzose Michelet vergleicht die Liebe mit einem



Zu der Einführung des neuen fürstbischöflichen von Breslau in sein Amt. Fürstbischöf Dr. Vertram begibt sich in feierlichem Zuge zum Dom, wo die Kathronisierung erfolgte.

Sonderbarkeiten im Grunde doch eine echte Frau war.

So schrieb sie mit fliegender Feder:

Liebes Fräulein Pohl!

Es hilft nichts; heute muß ich mich aussprechen, wie ich's Ihnen seinerzeit in Aussicht stellte, und ich weiß, daß Sie mich verstehen werden. Also ohne weitere Vorrede: Sie hatten recht mit ihrer Vermutung; es war die Absicht, Mr. Mikman zu heiraten — oder richtiger, ihn dazu zu bringen, mich zur Frau zu nehmen — die mich hierherführte.

Anfänglich schien die Sache ziemlich aussichtslos, in der letzten Zeit hat sich dies geändert, und nun müßte ich mich eigentlich freuen, während ich

Orangenbaum, der so außerordentlich zart und empfindlich ist, daß der Boden, auf welchem er gedeihen soll, volle acht Fuß ausgegraben, die herausgeworfene Erde aber dreimal gefiebt werden muß, bevor man sie auf die Wurzeln schüttet; denn wenn nur das kleinste Unkräutchen in die Nähe des Wurzelballens gerät, stirbt der Baum ab. Seit ich diese kleine Abhandlung gelesen habe, bringe ich den Orangenbaum nicht aus dem Kopf; ich durchwühlte meine Gedanken und durchstiehe meine Bemeggründe, ohne jedoch dadurch klüger oder zufriedener zu werden.

So, da haben Sie mein Bekenntnis, meine liebe alte Freundin. Ich hoffe inständigst, Sie möchten mich nicht allzuehr verachten. Vergessen Sie nur für ein kleines Weibchen, daß Sie die Herausgeberin des „Kommenden Geschlechts“ sind, und bleiben Sie mir, die ich wohl nie eine Ihrer würdigen Jüngerin sein werde, die treue Freundin, deren ich so sehr bedarf. Und eine Freundin wünscht doch in erster Linie diejenige, welcher sie ihre Freundschaft identisch glücklich zu sehen. Weigert sich die Freundin, dies Glück auf dem Wege, den man ihr vorschlägt, zu suchen, so wird sie ihr nicht gram sein, wenn sie es auf eine andere Weise findet, nicht wahr? Das soll aber nicht heißen, daß einstweilen Ausstich wäre, diesen letzteren Fall eintreten zu sehen. . . .

19. Kapitel

„Miß Wood! Sind Sie's denn wirklich . . . Miß Wood?“

Die Stimme klang bekannt und erstaunt. Ungläubig blieb Klara stehen und sah sich um.

Etwas eine Minute vorher hatte sie einen weißen Golfball aufgehoben, der wie das Ei eines Seevogels aus einem Nest von Seetang herauslugte. Dann war sie die Düne hinaufgestiegen und hatte den Ball gewissenhaft auf den Damengolfplatz zurückgeschleudert. Jetzt schlug ihr Name, von einer bekannten Stimme gerufen, an ihr Ohr, während sich zugleich die Gestalt eines halb-wüchsigsten Mädchens von der Gruppe der Spielenden ablöste und auf sie zukam.

Die erste Eingebung der jungen Pflegerin war, sich schleunigst hinter der Düne zu verstecken. Zwar war die Entfernung zu groß, um die Laufende zu erkennen, aber sie fühlte sich augenblicklich zu einem Zusammentreffen mit etwaigen Bekannten nicht aufgelegt.

Diese letzten Wochen hatten das Mädchen stark mitgenommen. In dem Maße, in welchem Klara erkannte, daß ihre Schwazüge sich allmählich erloschen, erwies sich, wuchs ihre Bestürzung über diese Tatsache. Je mehr der Mann, dessen Leidenschaft zu entzünden sie sich bemüht hatte, aus seiner früheren Zurückhaltung herausging, um so mehr schied Klaras weibliches Empfinden zurück. Hatte sie es früher schwierig gefunden, Gelegenheit zu Begegnungen und Unterhaltungen herbeizuführen, so war es jetzt fast noch schwieriger, sie zu vermeiden. Jetzt hatte Klara mitunter die halb-beängstigende, halb beglückende Vorstellung, daß sie und der Maler in gewissem Sinne allein auf einer Insel lebten, wo alle Erfordernisse des Herkommens fehlten. Sie beide waren ja stets sozusagen allein im Hause, denn die arme Frau mit den leeren blauen Augen kam als Persönlichkeit nicht in Betracht. Klara fand es daher notwendig, dem Hausherrn möglichst früh zu begegnen — eine Notwendigkeit, die ihr täglich schmerzlicher dünkte, so daß sie sich miunter fragte, wie lange sie's wohl noch aushalten werde.

Auch in dem Augenblick, da ihr Name an ihr Ohr schlug, hatte sie sich mit der auf die Dauer unhaltbaren Lage, die sie sich durch ihr eigenes Verhalten geschaffen hatte, beschäftigt. Jetzt blickte sie fast verwirrt auf das blühende Mädchen, welches atemlos auf sie zukam, und ungläubig fragte sie: „Nenny . . . bist Du's wirklich?“

„Ei freilich, wer sollte es denn sonst sein!“ rief das Niesenkind und fiel Klara ungestüm um den Hals. . . . „Sie dürften schon ein wenig ver-

gnügter dreinschauen, Miß Wood,“ meinte Nenny dann halb schmelzend; „ich freue mich ja so unendlich, Sie wiederzusehen.“

„Ich war so überrascht . . . es erschien mir völlig unmöglich,“ stammelte Klara verlegen.

„Sie können nicht erstaunt gewesen sein als ich . . . Wie in aller Welt kommen Sie nach Rathbeggie, Miß Wood?“

„Ich . . . ich bin hier in Stellung,“ stammelte Klara.

„Wie komisch! In Stellung in Rathbeggie? Ich dachte, hier gäbe es nur Maler und Fischer. Hoffentlich ist es eine angenehme Stellung? Wissen Sie Ihre jetzigen Vorgesetzten auch so oft zanken wie mich?“

„Ich bin hier nicht Erzieherin . . . ich bin Krankenpflegerin.“

„Na, das ist doch das Komischste!“ lachte Nenny. „Vermutlich sehen Sie deshalb so bleich aus. In Dollington hatten Sie viel frischere Farben. Gewiß müssen Sie öfters nachts ausbleiben, Sie Arme? Aber jedenfalls freue ich mich sehr, Sie zu sehen, und Edith wird sich nicht minder freuen.“

„So ist Edith auch hier?“ fragte Klara hastig.

„Ich soll's denken! Sehen Sie nicht, dort drüben! Es hätte keinen Zweck, zu rufen; sie muß eben ihr sechstes Loch stoßen. Aber wir sehen Sie wohl noch öfter. Wir sind ganz in der Nähe zu Besuch; kaum eine halbe Stunde von hier entfernt, und ich vermute,“ schloß Nenny mit einem pfiffigen Blick, der ihrem breiten, rosigen Gesicht einen komischen Anstrich verlieh, „daß wir sehr oft in Rathbeggie sein werden. Mama nahm die Einladung zu Finlairs sehr rauh an, nachdem sie erfahren hatte, daß Rathbeggie ihre nächste Postanstalt sei. Die Finlairs sind weitläufige Vettern von uns, bei denen wir früher noch nie waren. Wir haben sie daheim gesagt, sie nähmen die Einladung hauptsächlich meinerwegen an, da eine Tochter gleichen Alters im Hause sei und ich hier hübsche Osterferien erleben würde. . . .“

„Sie wissen ja, daß ich jetzt in Pension bin, aber ganz so grün, wie sie mich vermuten, bin ich denn doch nicht. Ich weiß ganz genau, daß es sich nicht darum handelt, mir eine Freude zu machen, sondern daß sich, wie immer, alles um Edith dreht. Sie war den ganzen Winter fort auf Besuchreisen, und als sie wiederkam, brachte sie nicht den Schatten eines Verlobungsringes mit, sondern nur einen Haufen Schneiderrechnungen. Ich hörte Mama zu Papa sagen, es müsse jetzt etwas Entscheidendes geschehen, und dann kam die Einladung nach Cronston, wo wir eben sind. Sie wissen ja so gut wie ich, daß der bewußte Maler, die „gute Partie“, sich damals, als er bei uns eingeladen war, gar nicht um Edith gekümmert hat, allein Mama hat offenbar niemand sonst, der in Betracht kommen könnte. Er selbst hat natürlich keine Abnung von diesen Plänen; es besteht die Absicht, ihn in diesen Tagen zu überfallen — sie nennen das einen Ueberraschungsbesuch —, und da er's nicht vorher erfährt, kann er sich auch nicht aus dem Staube machen, was er sonst vermutlich tun würde. Selbstverständlich kommen wir unter dem Vorwand, seine Bilder zu besichtigen, aber Edith hat für diese Gelegenheit ein neues Kleid bekommen,“ schloß Nenny schalkhaft lächelnd.

Dann schob sie ihren Arm unter den ihrer früheren Erzieherin und schritt, lustig lachend und plaudernd, an ihrer Seite am Rande des Golfplatzes auf und ab. Klara, die verächtlich angeguckt hatte, um Nenny zu sagen, bei wem sie in Stellung sei, brachte kein Wort über die Lippen. Offenbar hatte sie den richtigen Augenblick für die Eröffnung verpaßt, und wenn sie jetzt sagte, sie sei im Nismanischen Hause, würde Nenny alles mögliche wissen wollen und fragen. Außerdem fühlte Klara, daß sie die Mitteilung nicht in unbesangener Weise würde vorbringen können, und so war es schon besser, wenn sie schwieg. Die Grants würden natürlich nur das Atelier besuchen, und so bestand keine Gefahr des Zusammentreffens mit ihnen. . . .

Ihr Gesicht mußte aber doch wohl ihre widerstreitenden Empfindungen verraten, denn als sie heimkam, blieb Mr. Nisman, der gerade die Treppe hinaufschritt, stehen und sagte lebhaft:

„Sie sehen aus, als ob Sie ein Abenteuer erlebt hätten, Miß Wood?“

„Ach nein,“ stammelte Klara verlegen; „ich habe nur eine Bekannte gesprochen.“ Dann schob es ihr durch den Sinn, ihm von dem Ueberraschungsbesuch zu erzählen. Sie wußte, daß er schon Mittel und Wege finden würde, den ungebeten Gästen zu entgehen, und dann war auch die Gefahr, die in Edith und dem neuen Kleid lag, aus dem Felde geschlagen. Aber dann mußte sie auch Erklärungen geben, was sie lieber vermeiden wollte. So entschloß sich Klara, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen.

Zum Glück dauerten die Erwartung und Spannung, die sie mit Unruhe erfüllten, nicht lange. Schon am nächsten Nachmittag, zu derselben Zeit, in welcher Nisman meist bei seiner Mutter erschien, um Klara spazieren zu schenken, hörte sie die Haustürglocke erklingen, und während sie noch zweifelte, ob nicht vielleicht Mr. Laing gekommen sei, vernahm sie unten im Hausflur ein lebhaftes Stimmengewirr. Offenbar verjügte Murdy den eindringenden „Ueberraschungsbesuch“ abzuwehren — aber sein Versuch mußte flüchtig mißlingen sein, denn bald hörte die Pflegerin Murdys schweren Schritt auf der zum Atelier führenden Treppe, während leichtere Schritte und verhaltenes Klackern verrieten, daß die ungebeten Gäste ihm folgten. In Gedanken begleitete sie die Fremden ins Atelier, während sie in ihrer Beschäftigung, der Kranken Papierfiguren auszuschnitten, fortfuhr. Wie würde der Hausherr die Gäste wohl empfangen? Sicherlich nicht mit strahlender Miene — war ihm doch Besuch verhasst. Nun, vielleicht sah Edith heute besonders vorteilhaft aus, so daß sie sich kein Künstlerauge festsetzte.

Nach einer Weile nahm das unaufhörliche Getrampel oben ein Ende; Stühle wurden hin und hergehoben — also hatten sich die Gäste häuslich niedergelassen. So mochte etwa eine Stunde vergangen sein — die längste Stunde, die Klara je durchlebt zu haben meinte, dann wurde oben geschrien, und bald darauf hörte Klara Murdys schweren Schritt auf der Treppe und zugleich das Klirren von Porzellan. Offenbar hatte der Maler seinen Gästen Tee angeboten, denn sie nun im Atelier trinken würden — natürlich, wenn sie solche Klebplaster waren, mußte er ihnen Tee anbieten. Wie sich wohl Edith beim Einhängen benahm? Diese Vorstellung erregte Klara so heftig, daß sie mit der Schere tief in das gefaltete rote Papier schnitt und den Stern, den sie hatte ausschneiden wollen, völlig verdarb.

Endlich, eine gute halbe Stunde später, wurden die Stühle abermals gehoben. So gingen sie also endlich fort.

In diesem Augenblick wurde leise an die Tür geklopft, und als Klara „Herein“ rief, erschien Murdys mürrisches Gesicht in der Türöffnung.

„Der Herr wünscht zu wissen, ob Mrs. Nisman schon erwacht ist, oder ob sie noch schläft?“ knurrte er ärgerlich. Er empfand es sichtlich als sehr lästig, daß die Fremden da oben waren und daß er ihnen zu Ehren seine Friesjacke hatte mit seinem schwarzen Rock vertauschen müssen.

„Mrs. Nisman ist längst erwacht,“ antwortete Klara hastig. Dann fragte sie bestürzt: „Mr. Nisman wird doch die Fremden hoffentlich nicht hierherführen, Murdy?“

„Kann's nicht sagen; möglich ist alles,“ antwortete der Alte unwirsch. „Meinetwegen kann er ganz London herbringen.“

„Murdy . . . sagen Sie Mr. Nisman, er würde besser tun, seiner Mutter heute keine Fremden zuzuführen,“ rief Klara dem Alten nach, allein er gab keine Antwort. Vermutlich hatte er die nicht laut gesprochenen Worte nicht mehr vernommen.

Klara Wood hatte jetzt nur einen einzigen Gedanken: sie mußte ein Zusammentreffen mit den Grants vermeiden. So läutete sie denn nach Lane, damit diese für die nächste halbe Stunde bei Mrs. Atkman bliebe, während sie in ihr Zimmer flüchtete. Aber der Ton der Klingel war noch kaum verhallt, als auch schon Schritte auf der vom oberen Stockwerk herabführenden Treppe laut wurden. Klara mußte also auf ihrem Posten verharren. Und während sie sich noch einredete, der Maler könne unmöglich daran denken, alle die fremden Gäste hereinzuführen, hörte man schon Flüstern vor der Zimmertüre, und gleich darauf pochte jemand an die Türe.

Sobald erstickt vor Aufregung antwortete Klara mit dem üblichen „Herein“ — und jetzt traten Mrs. Grant und Edith in Begleitung des Hausherrn ins Zimmer. Durch den Spalt der sich öffnenden Türe gewahrte Klara verschiedene fremde Personen — vermutlich die Familie Finlaison, die ihren Besuch begleitete.

Einer vielleicht törichtigen Eingebung folgend, wich Klara so weit wie möglich in den Hintergrund des großen Gemachs zurück, wo sie sich an einem Kleiderbügel zu tun machte — die Gäste würden ja kaum länger hier verweilen, und vielleicht ging das gefürchtete Zusammentreffen doch noch an ihr vorüber.

Mrs. Grant und Edith waren auf die schöne, weißhaarige alte Dame, die im Lehnstuhl saß und die Fremden nicht ohne Anruhe betrachtete, zugekehrt. Auch die Grants waren nicht unbefangenen und betrachteten offenbar den Besuch als eine unangenehme, aber von der Klugheit gebotene Pflicht; Mrs. Grant sah fast ängstlich aus, und Edith hielt sich sorgfältig hinter der Mutter.

Das junge Mädchen er schien heute geradezu reizend. Ein neues blaues Samtgewand hob ihre vollendet schöne Figur aufs vorteilhafteste hervor, und die kleine blaue Samitque, die so kühn auf dem hellblonden lockigen Haar saß, stand ihr entzückend. Klara meinte sie noch nie so schön gesehen zu haben — sie erinnerte an eine Märchenprinzessin, und Klara hätte sich gar nicht gewundert, wenn Mr. Atkmans Malertrage von dieser Erscheinung gefesselt worden wäre. Seltsamerweise schien dies aber einstweilen nicht der Fall zu sein. Der Hausherr blickte nur auf seine Mutter, und seine Stimme klang idemerzlich bewegt, als er jetzt auf eine Frage Mrs. Grants antwortete:

„In der Regel ist meine Mutter ziemlich ruhig und leicht zu behandeln.“

Klara dachte bei sich, Mrs. Grant müsse wohl sehr dringend gebeten haben, Mrs. Atkman besuchen zu dürfen, sonst würde sich der Sohn die Qual gewiß nicht auferlegt haben; offenbar hatte sie mit „Hochdruck“ gearbeitet.

Mrs. Atkman streckte jetzt den Fremden nach ihrer Gewohnheit häufig die Hand entgegen und wiederholte mehrmals ihr gewohntes: „Wie geht's Ihnen?“ Dabei sah sie ferngerade ausgerichtet und starrte mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen auf Edith, die jetzt vorgetreten war.

„Sprich doch mit ihr,“ flüsterte Mrs. Grant der Tochter zu, während sie selbst zurücktrat; es sah fast aus, als fürchte sie sich vor der armen Kranken.

„Ich hoffe, es geht Ihnen recht gut,“ sagte jetzt Edith, in Befolgung des mütterlichen Satzes, mit ihrer lauten, metallisch klingenden Stimme. Dann näherte sie sich dem Sessel noch um einen Schritt und fragte gönnerhaft: „Womit unterhalten Sie sich denn den ganzen Tag? Fahren Sie oft und gern spazieren?“

Das bisherige offensbare Staunen in den Zügen der Kranken wandelte sich in sichtliche Angst, und je näher ihr die stattliche Gestalt trat, um so unbehaglicher schien es ihr zu werden. Sie frampfte beide Hände um die Sessellehnen und lehnte sich so weit als möglich zurück, als ob sie sich vor der strahlenden Erscheinung fürchte. Mr. Atkman sah den Ausdruck von Angst in den jetzt starr nach oben blickenden Augen und das nervöse

Zucken um den Mund, welches stets einem Tränenerguß vorherging.

„Miß Wood,“ jagte er hastig, sich nach der Pflegerin umsehend, „bitte, kommen Sie näher. Ich fürchte, wir bedürfen Ihrer hier.“

„Miß Wood?“ wiederholte Mrs. Grant fragend, während Klara all ihren Mut zusammenraffte und zu Mrs. Atkman eilte. „Haben Sie auch eine Miß Wood?“

„Ei, es ist ja unsere Miß Wood!“ rief Edith überrascht, als Klara jetzt neben ihr auftauchte.

„Wirklich, Du hast recht, Edith,“ nickte die Mutter, indem sie Klara mit freundlichem Lachen die Hand in etwas abgetragenen Handschuhen entgegenstreckte.

„Na, Miß Wood, das nenne ich eine hübsche Ueberraschung,“ sagte sie dabei. „Nennst du uns allerdings gestern erzählt, sie sei mit Ihnen zusammengetroffen, aber das alberne Kind mußte nicht einmal, bei wem und wo sie zu Besuch seien.“

„Ich bin hier nicht zu Besuch, sondern in Stellung,“ antwortete Klara tapfer, wenn auch etwas steif. „Ich bin Mrs. Atkmans Pflegerin.“

„Dennach sind Sie schon früher mit Miß Wood zusammengetroffen?“ warf der Maler hastig ein. Klaras Antwort machte ihn verlegen, obgleich sie ja nur der Wahrheit entsprach.

„Zusammengetroffen? Ich soll's meinen! Miß Wood war ja die letzten fünf Monate bei uns; sie unterrichtete Nenny,“ versetzte Mrs. Grant lebhaft. „Wie ist mir denn?“ fuhr sie dann fort. „Sie mußten ja Miß Wood in unserem Hause gesehen haben? . . . Denn als Sie den Abend bei uns verbrachten, war Miß Wood noch bei uns. Sie erinnern sich doch noch an jenen Abend, Mr. Atkman?“

Mrs. Grant riß die wässerigen Augen nach Möglichkeit auf und blickte den Maler gespannt an. „Gewiß, Mrs. Grant, aber an Miß Wood habe ich keine Erinnerung.“

„Und doch war sie da. Nicht wahr, Miß Wood?“

„Jawohl, ich war da,“ nickte Klara. Es war nicht Mrs. Grants Frage, die sie beantwortete, sondern die stumme Frage in Atkmans erstauntem Blick.

„Nun, Sie haben sie eben nicht bemerkt,“ versetzte Mrs. Grant gleichmütig, „aber ich wundere mich darüber, daß Miß Wood Ihnen nicht gesagt hat, sie sei bei uns gewesen.“ Ich schloß die Dame mit einem mißtrauischen Blick auf die junge Pflegerin.

Die offensbare Freude, die sie beim Wiedersehen mit Klara Wood empfunden hatte, war jetzt anderen Empfindungen gewichen. Sie hatte Klara gern gehabt und würde sich jederzeit gefreut haben, sie irgendwo wiederzusehen, aber daß sie gerade hier war und sich ein solch einen Vertrauensposten einnahm, das er schien ihr eher unangenehm. Jedenfalls war's ein unerwünschtes Zusammentreffen von Umständen, welches einem zu denken gab.

Edith schien der gleichen Meinung zu sein, denn sie sagte jetzt ziemlich schroff, indem sie ihre glänzenden Augen scharf auf Klaras Gesicht richtete: „Weshalb verschwiegen Sie denn Nenny, daß Sie bei Mrs. Atkman seien, Miß Wood? Sollten wir's nicht erfahren?“

Klara richtete sich entschlossen auf, und Ediths Blick voll zurückgebend, erklärte sie kühl: „Ich fühle keine Veranlassung, Nenny Rechenschaft über mich selbst zu geben. Weshalb hätte ich denn verheimlichen sollen, daß ich hier sei?“

Edith lachte unerschämmt, als sie jetzt versetzte: „O, woher sollte ich das wissen? Vielleicht hatten Sie Grund für Ihr Verhalten. . . . Mama, ich meine, wir sollten jetzt gehen,“ schloß sie gleichmütig.

„Ja, Edith, Du hast recht,“ nickte Mrs. Grant, die ihr Gleichgewicht noch nicht wiedergefunden hatte. „Wir dürfen Mrs. Atkman nicht länger stören. — Vergessen Sie nicht, daß wir am Donnerstag auf Sie rechnen, Mr. Atkman.“

Die Gäste verabschiedeten sich eilig und während sie, von dem Maler geleitet, der Türe zuschritten,

sah Klaras scharfes Ohr die Worte auf, die Mrs. Grant dem Hausherrn zuflüsterte: „Doch noch recht jung für einen so verantwortlichen Posten.“

Klara sah die Damen am Fenster vorbeigehen, und gleich darauf trat der Hausherr wieder ins Zimmer. Er sah verstimmt aus, und als er jetzt auf Klara zuschritt, wußte das junge Mädchen, daß nun der gefürchtete Augenblick da war.

„Warum sagten Sie mir seinerzeit nicht, daß Sie bei Grants gewesen waren?“ frag der Maler in ziemlich unerbittlichem Ton. „Weshalb solche Geheimnisthramerei? Ich hasse dergleichen.“

Klara senkte schuldbehaftet den Kopf. Edith gegenüber hatte sie stolz und abweisend sein können, da jene kein Recht bejaß, sie zu verhören, aber hier lag die Sache wesentlich anders.

„Es war albern von mir,“ erklärte sie leise, „ich sehe es jetzt selbst ein.“

„Waren Sie vielleicht bei Grants in irgendeine Verlegenheit geraten, oder hatten Sie einen dummen Streich gemacht?“

„Ach nein, nichts von alledem; Sie können ja Mrs. Grant fragen. Sie entließ mich, weil sie sich einschränken wollte, und sie gab mir ein vorzügliches Zeugnis.“

„Aber dies Zeugnis zeigten Sie mir nicht?“

„Nein, ich hatte ja noch genug andere Zeugnisse.“

„Und bei diesem Ueberfluß ließen Sie gerade dieses Zeugnis verschwinden?“ fuhr der Maler argwöhnisch und ungeduldig fort, „während Sie doch wissen mußten, daß Mrs. Grants Empfehlung gewissermaßen Ihre Trumppfarte gewesen wäre?“

„Ach, sie würde mich nicht empfohlen haben!“ rief Klara hastig.

„Trotz des „vorzüglichen Zeugnisses“?“

„Das galt nur der Erzieherin; als Krankenpflegerin wäre ich ihr entschieden zu jung erschienen. Sie selbst waren ja der gleichen Ansicht, und wenn Sie mit ihr gesprochen hätten, würde sie es Ihnen gewiß ausgesprochen haben, es mit mir zu versuchen.“

„Hm, so also hängt die Sache zusammen. Und waren Sie wirklich an jenem Abend im Salon?“

„Gewiß.“

„Das ist allerdings seltsam. Ich erinnere mich wohl, eine schwarzgekleidete junge Dame von fern gesehen zu haben, aber das ist auch alles. Daß Sie es gewesen sein könnten, ist mir nie eingefallen, als ich Sie in Edinburgh sah.“

„Weil Sie sich gar nicht die Mühe genommen haben, mich an jenem Abend anzusehen,“ meinte das junge Mädchen nicht ohne Bitterkeit.

„Und haben Sie mich wiedererkannt, als Sie mich im Hotel wiederjahen?“

Klara nickte schweigend; sie getraute sich nicht zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Baus Stauffenbach.

Roman von B. Corony.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Testamentseröffnung aber brachte dem neuen Majoratsherrn eine Enttäuschung. Freiherr Eberhard hatte die Komtesse nicht nur mit einem bedeutenden, und zwar sofort auszuzahlenden Kapital bedacht, sondern ihr auch das Recht, lebenslänglich auf Stauffenbach zu weilen, unanfechtbar zugesichert. „Erbherrscherin! Sie hat die Gelegenheit bestens auszunutzen verstanden,“ murmelte Wolf, mit einem bösen Seitenblick auf seine Schwägerin, in deren Zügen sich keine Spur von freudiger Ueberraschung spiegelte. Jedenfalls waren ihr die lektwilligen Verfügungen des Verstorbenen längst bekannt gewesen. An diesen Bestimmungen ließ sich nun nicht rütteln. Wolfs Reichthum blieb trotzdem glänzend genug. Öffentlich zog es Fräulein von Gerreich vor, von nun an einen anderen Wohnsitz zu nehmen. Das erwies sich aber als eine Voraussetzung. Karmelitta nahm ihr Erbe

in Empfang und legte es mit Hilfe eines Rechts-
anwirts sicher an. Sie beachtete aber keine
Wohnungsveränderung, sondern blieb und ver-
nahm nach wie vor das Amt der Hausfrau und Repräsen-
tantin.

Wolf bedurfte es ihrerseits großer Ueber-
windung; aber sie gedachte des Verprechens,
welches sie dem väterlichen Freunde und der
Schwester gegeben hatte, und wollte auch fernerhin
Mutterstelle bei dem Neffen vertreten.

Nach Ablauf der Trauerzeit nahm Wolf seine
Reisen wieder auf. Er war oft abwesend und nie-
mand vermisse ihn, am wenigsten sein Sohn und
dessen treue Pflegemutter.

Wolf durfte sich nun ungehindert austoben und
tat es auch. Er löschte den Durst nach unerfüll-
ter Begierde aber damit nicht, sondern näherte
ihn nur. Er wollte jetzt das Langentbehrte an sich
reißen und in den ihm bis dahin nur färglich zuteil
gewordenen Freuden schwelgen. Er meinte, eine
noch unerfüllte Forderung an das Leben bleibe zu
begleichen, und er müsse sie nun samt den Zinsen
eintreiben.

Egon weilte häufig bei dem Onkel in der Ober-
försterei.

Jedemal kief ihm die kleine Base freudig ent-
gegen, und er brachte ihr stets etwas mit.

Trübchen freute sich über alles und streckte
jauchzend die Händchen danach aus.

Von Sarah und Regina wurde der Neffe stets
mit Freuden begrüßt.

„Am liebsten möchte ich ein Jäger werden, so
wie Du, Onkel,“ sagte er oft, und dann erwiderte
der Oberförster ernst und mahnend:

„Du bist ein anderer Beruf auf dieser Welt zu-
gewiesen. Du bist der zukünftige Majoratsherr
von Stauffenbach und wirst über das Wohl und
Wehe vieler zu wachen haben. Das kann Dich
natürlich nicht hindern, dem edlen Weidwerk zu
huldigen; aber in der Hauptsache darfst Du es nie
betreiben, denn Dir sind wichtigere Aufgaben ge-
stellt. Was der Großvater erstrebte, das hast Du
bereits zu vollenden.“

Wolf dehnte seine Abwesenheit immer länger
aus. Es gab einen mächtigen Magnet, der ihn
unwiderstehlich anzog.

Karmelitta ahnte den Grund seines häufigen
Fernbleibens nicht. Alle Dinge der Außenwelt
waren ihr fremd geworden. Sie lebte nur mehr
dem Neffen und dem Andenken an die tote
Schwester.

Graf Bernheim hatte sich jetzt dauernd in
Paris niedergelassen. Er idrieb höchst selten. Das
Band inniger Zuneigung verknüpfte ihn nie mit
seiner Tochter.

Als Wolf heimgekehrt war, sagte er zur Kom-
tesse: „Ich habe Dir eine wichtige Mitteilung zu
machen.“

Erstaunt blickte Karmelitta ihren Schwager an.
Es war das erstemal seit einer Reihe von Jahren,
daß er freundlich zu ihr sprach.

„Was hast Du mir zu sagen?“ fragte sie ihn.

„Das läßt sich in wenige Worte zusammen-
fassen. Dich, die bisherige Repräsentantin meines
Hauses, muß ich natürlich zuerst von der bevor-
stehenden Veränderung in Kenntnis setzen.“

„Welche Veränderung?“

„Ich gedenke, mich wieder zu verheiraten.“

„Ah — — —!“

„Kommt Dir das unerwartet? Du konntest
und müßtest doch darauf vorbereitet sein. Ich bin
noch nicht alt genug, um schon ein einsamer Mann
zu bleiben. Margarete ruht jetzt zehn Jahre in der
Erde. Es dürfte wenig Männer geben, die so
lange um ihre Frau trauern.“

„Trauern? Trauerst Du wirklich um meine
Schwester?“

„Lassen wir solche Spitzfindigkeiten und Wort-
klaubereien. Daß nicht der eigene, sondern der
Väter Wille mich und Grete aneinanderfesselte,
weißt Du doch.“

„Ich weiß es.“

„Nun also! Ich erwies der Toten alle Ehren,
die ihr zustamen. Ich blieb zehn Jahre lang
Witwer.“

„Margaretes wegen?“

Wolf ließ den Einwurf unbeachtet und fuhr
fort: „Ich will diese Einsamkeit nun nicht länger
ertragen. Wer könnte mir das auch verargen?“

„Grete selbst hat Deinen Vater, Dir keine
Hindernisse in den Weg zu legen, und Dich
auch testamentarisch, hinsichtlich einer Wiederver-
heiratung, nicht zu beschränken. Sie hatte erfahren,
wie schwer der Druck fremden Willens oft lastet,
und zu welchem Joch er werden kann. Wolf hat
mich nie geliebt und wird bald eine neue Gefährtin
wählen,“ sagte sie zu mir auf ihrem Totenbette.
„Mögen dann weder Standes- noch Vermögens-
rückfichten walten!“ Doch darf ich wohl erwarten
und verlangen, daß nur eine, die würdig ist, Egons
zweite Mutter zu werden, an meine Stelle tritt.“

„Meine zukünftige Gattin ist natürlich dessen
würdig.“

„Darf ich ihren Namen kennen? Wen wähltest
Du?“

„Eine Frau, der die ganze Welt zu Füßen
liegt: Ziabella Mauroner, verwitwete Marquise
d'Epinal.“

Die Komtesse sprang auf und starrte ihn wie
entgeistert an.

„Du scherzest wohl?“ sagte sie.

„Durchaus nicht.“

„Das — das kann doch nicht Dein Ernst sein!“

„Du irrst! Es ist mein voller Ernst! Ziabella
ist nicht nur eine Fürstin im Reiche der Kunst, sie
entsammt auch einer alten, hochgeachteten Adels-
familie und war mit dem Marquis d'Epinal ver-
mählt. Es handelt sich also, wie Du siehst, nicht
etwa um eine Komödiantin gewöhnlichen Schlags,
sondern um eine mit den seltensten Geistesgaben
ausgestattete und den vornehmsten Kreisen ange-
hörige Dame.“

„Und wäre Frau Mauroner ein Wunder dieser
Welt, wäre sie das vollendetste Weib, das Gott
jemals schenkt, wäre sie die Witwe eines Königs, so
dürftest Du ihr dennoch niemals die Hand
reichen!“

„Ach darf nicht?“

„Nein! Hundert- und tausendmal: nein!“

„Warum nicht?“

„Das sollst Du bald erfahren! Gedulde Dich
nur einen Augenblick. Ich komme sofort zurück.“
Bald darauf kehrte sie mit einem vergilbten
Schreiben wieder, reichte es ihm und sagte: „Lies
dies! — Es ist der letzte Brief, den ich von Günther
erhielt, und dessen Geheimnis ich mir im Falle der
höchsten Not entschließen sollte. Lies ihn, um zu
erfahren, daß Du mit Ziabella Mauroner an den
Altar nicht treten kannst.“

Wolf überleg den Inhalt des Schreibens
flüchtig und gab es schweigend, ohne Zeichen pein-
licher Ueberraschung, Karmelitta zurück.

„Du weißt jetzt, daß diese Frau Dir nicht ge-
hören kann, weil Dein Bruder um ihrerwillen in
den Tod ging.“

„Was kümmerst es mich?“ erwiderte er adjes-
zudend.

„Wie?“

„Er verpänderte leichtsinnig sein Wort, ohne
zu wissen, an wen. Ziabella war kein Komödianten-
kind, kein Mädchen von der Straße, sondern ein
adliges Fräulein. Nur das Unglück ihrer Familie
und ihre wahre Kunstbegeisterung führten sie zur
Bühne. Marquis d'Epinal — — —“

„Erinnere Dich daran, daß dieser Mann
Deinen Bruder in den Tod trieb!“

Flammend vor Zorn und Empörung blickten
Karmelittas Augen den Majorats Herrn an, der
töhl entgegenerte: „Die Chancen lagen gleich.
Ebenso gut wie sein Gegner hätte der Marquis die
schwarze Kugel ziehen können, und würde dann
gewiß nicht minder entschlossen von der Welt ge-
schieden sein. Günther erklärt in diesem Schreiben
doch selbst, daß alles nach Recht und Gerechtigkeit
zuges.“

„Ich dachte, meine Mitteilung würde mehr
Eindruck auf Dich machen.“

„Das wäre vielleicht der Fall gewesen, wenn
mir Ziabella nicht längst selbst den ganzen, pein-
lichen Sachverhalt erzählt hätte. Das geschah
jedoch, und ich erfuhr mithin nichts Neues aus
diesem Briefe!“

„Warum ahnte ich nicht, daß mir diese Frau
zuverkommen würde!“

„Sprich in anderen Ausdrücken von der künf-
tigen Herrin dieses Schlosses! Beschimpfungen
werde ich niemals dulden!“

„Mit Schrecken sehe ich Deine Verblendung!
Günthers und meines Glückes Mörderin hat Dich
so ungarn, daß Du jede Empfindung der
Achtung, jedes Bewußtsein der Moral und des
Rechtes verloren ging. Mit Weisen, welche der
Hölle entfliehen scheinen, nimmt man vergebens
den Kampf um das Eble auf. — Und doch be-
schwöre ich Dich: Ueberlege! Sieh das Unselige
Deines Vorhabens ein! Mache Dir doch selbst
klar, daß sich zwischen Dir und jener Frau eine
Scheidewand erhebt, die ihr ungestraft nicht nieder-
reißen dürft.“

„Und die ich dennoch niederreiße! Soweit
meine Erinnerungen reichen, mußte ich stets hinter
dem angebeteten Günther zurückstehen, der mich
ständig in den Schatten drängte, während Licht,
Sonnenschein und Lebensfreude nur für ihn da zu
sein schienen. Des Vaters Liebe stahl er mir und
forderte alle Welt zu Vergleichen heraus, die mir
peinlich waren.“

„Nicht seine Schuld ist es gewesen, wenn er
Vorzüge besaß, die Dir verlor.“

„Seine Schuld oder nicht! Ich haßte ihn und
hasse ihn heute noch! Ist überjehl mich eine fast
unbezwingliche Gier, dieses Schoßkind des Glückes
niederzuschlagen. — Aber er war ja Papas ver-
götterter Liebling! Was blieb mir anderes übrig,
als alles das hinunterzuschlucken! Ich tat es zähne-
knirschend; aber die Erbitterung fraß sich immer
tiefer in meine Seele hinein und vergiftete mir
jeden Blutstropfen. Tag und Nacht verminderte
ich das Schidial, welches Günther alles und mir
nichts gab, das ihn reich und mich arm machte.
Soll ich nun etwa heucheln und sagen, daß mich
Deines Bräutigams Tod betrübt hätte?“

„Nein, diese Lüge wäre zwecklos. Ich würde
Dir doch nicht glauben, aber schon aus Familien-
rückfichten müßtest Du des Bruders Andenken
ehren und — — —“

„Und auch jetzt wieder demütig zurücktreten?
Ha, ha, ha — daß ich ein Narr wäre! Wer nahm
je auf mich Rücksichten? — In den Besitz der Frei-
heit gelangt, soll ich goldene Früchte ungebraucht
lassen, um demütig weiter zu hungern — nein!
Des Vaters und des Bruders Rolle ist ausgespielt.
Jetzt komme ich mit meinen Lebensforderungen an
die Reihe! Das Beste, was mir genommen wurde,
der ersten Jugend schönste Zeit, ist natürlich für
mich verloren; aber soweit es in meinen Kräften
steht, will und werde ich mich dafür entschädigen,
allen zum Trotz!“

Vergebens veruchte die Komtesse, ihn zu einer
Aenderung seines Entschlusses zu bewegen.

„Spare jedes Wort!“ sagte Wolf spöttisch. „Es
ist in den Wind gesprochen. Ziabella wird dieses
Schlosses Herrin. Kannst Du Dich an den un-
geheuerlichen Gedanken nicht gewöhnen, dann
mache doch Gebrauch von der Vergünstigung, welche
Dir Papas Testament bewilligte. Er hat Dir ja
freigestellt, Dein Vermögen nach Belieben auch an
jedem anderen Orte zu verzehren.“

„Aber mir auch ein Heimatsrecht auf Stauffen-
bach gesichert.“

„Allerdings! — Doch, wie die Dinge sich ge-
stalten, siehst Du es wohl vor, einen anderen
Wohnsitz zu wählen.“

„Da irrst Du! Fester als je bin ich entschlossen,
hier zu bleiben.“

„Auch, wenn ich Dir erkläre, daß ich mich
Deinetwegen durchaus nicht zu genieren gedenke?“

„Erwarte ich etwa von Deiner Seite Zärtlichkeit und Schonung?“
„Verspricht Du Dir besondere Annehmlichkeiten von einem Zusammenleben mit mir und meiner künftigen Frau?“

„Nichts weniger als das!“
„Und dennoch —“
„Ja, dennoch werde ich bleiben, eingedenk meines Gelübnisses, über Margaretens Sohn zu wachen, bis er volljährig ist.“

„Und nach Kräften Zwietracht zu säen.“
„Das mag Deine oder Frau Mauroners Art sein, die meinige aber war sie nie. Wir liegt denn doch das Glück jener Personen, die ich liebe — und an erster Stelle Egon —, mehr am Herzen. Ich weiß sehr wohl, daß jetzt eine neue Kette von Prüfungen für mich beginnt; aber ich werde ihnen mutig standhalten und mein unantastbares Recht wahren. An Baron Eberhards letztwilligen Bestimmungen vermag niemand etwas zu ändern. Ich bleibe!“

„Zum Teufel auch, beharre darauf, solange Du es aushältst,“ murmelte Wolf.

14. Kapitel.

Egon traf die Nachricht von der Wiederermählung seines Vaters schwer.

Zwar zählte er, als die Mutter starb, kaum fünf Jahre, doch Tante Karmelitta sorgte dafür, daß ihm die Verewigte immer lebhaft vor Augen stand. Margaretens Bild hing über seinem Bette, und schon als kleines Kind mußte er sein Morgen- und Abendgebet unter ihrem Bilde verrichten. Täglich erzählte ihm die Komtesse von der Verstorbenen.

Nicht nur äußerlich, sondern auch was die Charaktereigenschaften anbetraf, war Egon dem Großvater sehr ähnlich.

Egon kam es vor, als geschähe seiner im Grabe ruhenden Mutter ein bitteres Unrecht.

Stumm und in sich geteuhrt stand er vor Wolf, und unfähig, ein freundliches Wort zu äußern.

Stauffenbachs zornige Rede machte die Sache nicht besser.

„Du wirst Deiner zukünftigen Mutter ein zärtlicher und gehorsamer Sohn sein!“

Immer noch schwieg Egon, finster vor sich hinblickend.

„Hörst Du nicht?“ fragte Wolf, auf dessen gefurchter Stirn die Adern dick anschwellen.

„Laß Deinem Sohn Zeit, sich an die neuen Verhältnisse erst zu gewöhnen,“ mahnte Karmelitta.

„Ich weiß wohl, wer ihn solchen Starrsinn lehrt,“ rief der Majoratsherr. „Aber jetzt bin ich Herr der Situation! Jetzt geht es nach meinem Willen und nicht nach dem Ewigen. Mit Deiner Herrschaft hier ist es zu Ende. Lange mußte ich mich duden und schweigen unter dem Joch, welches mir der Vater aufzwang. Jetzt aber sollen andere meine Faust im Nacken fühlen.“

„Gehe hinaus, Egon!“ befahl die Komtesse, und ihre Stimme klang so gebieterisch, daß selbst Wolf keinen Einwand zu erheben wagte.

Der Angeredete eilte fort, und zwar hinaus nach der Oberförsterei.

„Du sprichst, als verdanke ich es Deiner Gnade, hier weilen zu dürfen,“ sagte Karmelitta; „das ist aber ein Irrtum, den ich weder Dir noch anderen gegenüber bestehen lasse. Das mir von Deinem Vater verliehene Recht muß Du achten.“

„Aber nicht das Recht, Dich in meine Familienangelegenheiten einzumischen und den Sohn gegen

den Vater aufzuzwingen, wie es auch Deine Schwester fertigbrachte.“

„Wage es nicht, die Tote noch im Grabe zu beschimpfen! Sie war eine Märtyrerin, deren Engelsgeduld vergehen, aber nicht richten konnte. Der Anbegriff reinster Selbstlosigkeit war meine Schwester. Wenn eine, so stand sie stets verjöhnend zwischen Dir und Deinem Vater. Was mich anberührt, so bin ich weit davon entfernt, die Seelengröße der Verewigten und ihre Selbstverleugnung zu besitzen; aber ich gelobte an ihrem Totenbette, stets gerecht und vorurteilslos zu handeln. Ich versprach auch dem Freiherrn Eberhard, soweit es in meiner Macht steht, über das Wohl seines Entfels und dieses Hauses zu wachen und werde mein Wort halten. Die Dinge nehmen allerdings eine Wendung, die ich nicht voraussehen konnte. Ich hegte, offen sei es gesagt, nie eine überchwengliche Meinung von Dir, und wußte, daß Du nie ein Herz für Deinen Bruder hattest. Du hast Günther nur gehaßt und beneidet.“

„Dieser Versuch wäre doch eine vergebliche Mühe gewesen. Was der Lieblingssohn tat, wurde stets genehmigt und entschuldigt; was ich vorschlug und erstrebte, ungeprüft verworfen.“

„Sei dem, wie ihm wolle! Deine Absicht, Dich mit Isabella Mauroner zu vermählen, hat mich bis ins Innerste getroffen!“

„Nicht sie stahl Dir Günthers Liebe, Isabella

Vater nicht zeigen. Du bist alt und klug genug, um Gewalt über Dich selbst zu haben.“

„Nein, Onkel! Ihr freundlich entgegenkommen kann ich nicht!“

„Du mußt es aber können!“

„Soll ich denn lügen und heucheln?“

„Du sollst des Vaters Willen ehren und Deine eigene Lage nicht durch kindischen Trotz verschlimmern.“

„Du selbst billigst doch Papas Entschluß nicht!“

„Wie ich darüber denke, ändert nichts an der Sache und nichts an Deinen Sohnespflichten. — Wir können daran nichts ändern, und Du mußt Dich, so gut es geht, mit den neugefalteten Verhältnissen abfinden. Sei Deiner Mutter stets würdig! Damit ehrt Du ihr Andenken am besten. Ich muß nun fort!“

Harald nahm seine Flinte.

„Darf ich Dich begleiten?“

„Nein, mein Junge! Eine zu lange Abwesenheit vom Schlosse könnte Dir als Ungehorsam ausgelegt werden.“

„Der Onkel hat recht,“ ließ sich Reginas Stimme vernehmen. „Komme noch ein wenig in den Garten zu mir und zu Trude.“

Als Egon heimkam, stand Wolf plötzlich vor ihm und fragte ihn mit finsterner Stimme: „Wo warst Du?“

„In der Oberförsterei.“

„Wo man Dich wohl in Deinem kindischen Eigenfinn bestärkte? Wenn ich das merke, so bist Du zum letzten Male dort gewesen.“

„Onkel Harald sagte mir, daß ich unrecht getan habe. Ich werde Dir künftig nicht widersprechen.“

Man hörte wohl, daß ihm diese Worte nicht von Herzen kamen; aber Herr von Stauffenbach neigte den Kopf und erwiderte:

„Fräge Dir das recht fest ein, anderenfalls würde es für Dich nicht gut sein. Das merke Dir, und vergiß es nie.“

Am der Hochzeit Wolfs nahmen weder Karmelitta noch Egon teil. Nach einer nicht allzu lang ausgedehnten Hochzeitsreise trafen die Neuvermählten in dem festlich geschmückten Schlosse ein.

Karmelitta empfing die Frau ihres Schwagers am Fuße der Treppe. Sie hatte alles angeordnet und nichts verjäumt; aber ihr höfliches Entgegenkommen war doch kühl.

Egon überreichte der Stiefmutter Blumen und küßte ihr die Hand; aber das geschah alles ohne jede Spur von Herzlichkeit.

Renée war in einem berühmten Pariser Pensionat untergebracht worden. Sie sollte jetzt noch nicht in dem einsam gelegenen Schlosse leben, sondern sich erst die Formen der eleganten Gesellschaft aneignen, ihre Talente pflegen und zu einer Weltkame heranreifen.

Isabella liebte ihre Tochter leidenschaftlich und mit vergötternder Zärtlichkeit. Wie eine Prinzessin sollte das Mädchen gehalten werden, und hauptsächlich Renées wegen entschloß sich die berühmte, noch allseitig gefeierte Künstlerin, der Bühne zu entsagen und den Majoratsherrn von Stauffenbach zu heiraten. Der Tochter zuliebe wollte sie von der Welt der Bretter scheiden, um künftig nur die große Dame zu spielen.

Für Isabella waren besondere Gründe maßgebend. Renées Patin, eine sehr reiche und kinderlose Verwandte des verstorbenen Marquis d'Epinau, hatte das Mädchen zur Universalerbin eingelegt. Die alte Dame hegte jedoch keineswegs zeitgemäße Ansichten. Sie konnte es ihrem Vetter nie vergeihen, daß er eine Bühnenkünstlerin heim-



Der Ruh in Haus und Hof zuliebe Setz's endlich echte deutsche Kiebe.

wurde Deinewegen verlassen, und wenn eine von Euch beiden das Recht hat, zu zürnen, so ist sie es.“

„Lassen wir diese Streitfrage ruhen! Zur Mißachtung der väterlichen Autorität fordere ich Egon gewiß nicht auf; warne Dich aber, einer verderblichen Leidenschaft Dein Kind und dessen Zuneigung zu opfern.“

„Seine Zuneigung? Wann hätte ich diese besitzen? Ihr sorgtet dafür, daß sie im Keime erstickt und zertraten wurde. — Meiner künftigen Frau soll jeder hier mit größter Hochachtung begegnen. Nötigenfalls würde ich ihr die schuldige Achtung schon zu verschaffen suchen.“

„Ich sehe, daß Dein Entschluß unabänderlich ist und habe in dieser Angelegenheit das letzte Wort gesprochen. Uebernimm also die Verantwortung für Deine Tat und deren Folgen.“

„Das werde ich!“ rief Wolf Karmelitta mit spottendem Tone nach.

Egon hatte in der Oberförsterei dem Onkel alles mitgeteilt.

Harald fürchte die Stirne, als er von der Absicht seines Veters hörte, und die Worte: „Das tut nicht gut“, drängten sich ihm über die Lippen.

„Ach verabscheue diese Frau!“ rief Egon, die Augen voll Tränen.

„So darfst Du nicht sprechen!“ erwiderte Stauffenbach streng. „Liebe läßt sich nicht erzwingen. Widerspenstigkeit aber darf der Sohn dem

führte, und fügte daher dem Testament die Klausel bei: „Sollte Fräulein d'Ginay sich der Bühne widmen, so fällt das ganze Vermögen wohlthätigen und gemeinnützigen Stiftungen zu.“

Die berühmte Tragedin entdeckte bald in ihrem Kinde den gleichen Gang zur Kunst, der auch sie einst unübersteiglich beherrschte. Renée aber sollte nicht allen Stürmen des Lebens und der Versuchung ausgesetzt sein, sondern vor ihnen bewahrt bleiben. Deshalb entlagte auch die Mutter der Stätte glänzender Triumphe.

Reinlich empfand Isabella die Anwesenheit der Komtesse von Gerreich. Die beiden Frauen waren sich abgeneigt, wenn sie auch äußerlich die Formen der Höflichkeit wahrten.

Zwischen Wolf und Egon kam es immer wieder zu heftigen Ausritten. Er konnte die jugendliche Wildheit nicht zügeln und der Stiefmutter gegenüber den tiefeingewurzeltsten Widerwillen nicht verbergen.

Es gab allerlei, womit sie sein kindliches Gemüt rücksichtslos verletzte, und tatsächlich begte auch Isabella keine Sympathien für Margaretiens Sohn und Karmelittas Liebling.

Wolf maß jedoch die Schuld an der wachsenden Verstimmung Egon allein zu.

„Du wirst Schloß Stauffenbach verlassen, Deine Studien in B . . . absolvieren und auch während der Ferien nicht heimkommen,“ erklärte er endlich, als die Baronin sich wieder bitter über ihn beklagte. „Du bleibst so lange fern, bis aus Dir ein gestitteter Mensch, der sich zu benehmen weiß und seine Pflichten den Eltern gegenüber kennt, geworden ist.“

Ich von dem Vater zu trennen, fiel Egon nicht schwer, aber das Grab der Mutter verlassen, Tante Karmelitta, Onkel Harald und die liebe kleine Gertrud, das kam ihm recht hart an.

Er fühlte, wie ihm bei dem Gedanken daran die Augen feucht wurden und fragte flehlaut: „Muß es denn wirklich sein?“

„Ja, wenn Deine Stiefmama kein gutes Wort für Dich einlegt. Bitte sie um Verzeihung!“

„Nein!“

„Du willst also nicht?“

„Nein, ich will nicht! Sie hat dem Bilde meiner Mutter keinen Platz an der Wand gegönnt. Es würde vielleicht in einem staubigen Winkel lehnen, wenn Tante Karmelitta es nicht fortgenommen hätte. Sie zeigt mir bei jeder Gelegenheit, daß sie mich nicht leiden kann, und deshalb mag ich nicht Abbitte leisten!“

„Gut! Es bleibt also bei der Abreise. Fremde Menschen werden Deinen Trotz schon brechen und Deinen unbotmäßigen Sinn zügeln. Ich habe Dich in B. angemeldet. Du begibst Dich morgen an Deinen neuen Bestimmungsort.“

Egon eilte zu Karmelitta.

„Das sah ich kommen.“ sagte sie bitter. „Ich habe nie etwas anderes von dieser Frau erwartet, als daß sie ihre Macht mißbrauchen würde. Gehe nur, mein Kind! Es ist besser so. Für Deiner Mutter Grab will ich schon sorgen. Du läßt es ja in meiner Obhut. Sei nicht betrübt. Darfst Du mich nicht besuchen, so besuche ich Dich und bringe Dir Grüße aus der Heimat mit. Also guten Mutes! Die Liebe derer, die Dir teuer sind, und Deiner verklärten Mutter Segen begleiten Dich. Nimm nun noch im Fortshause Abschied. Ich helfe Dir Deine Sachen packen, und morgen früh verleben wir dann noch eine fröhliche Stunde miteinander.“

„Immer den Kopf hoch, mein Jungel!“ ermahnte auch Harald von Stauffenbach Egon. „Tante Karmelitta hat ganz recht. Es ist besser so, viel besser!“

„Gewiß!“ fügte Regina hinzu. „Unter einem aufgezwungenen Joche verkümmern alle seelischen und körperlichen Kräfte. Danke Gott, der Dich von hier hinweggeführt! Als ein in sich selbst gefestigter Mensch, der den rechten Weg kennt und ihn unbeirrt einschlägt, wirst Du bereinigt zurückkehren und dann mit aller schuldigen Rücksicht auf den

Vater auch Deine eigene Meinung als einziger Sohn und Erbe vertreten dürfen.“

Gertrud aber wollte nichts wissen von der Trennung und schluchzte laut. Nun mußte Egon die Rolle des Tröstlers übernehmen und sich mitig zeigen. „Sei doch ruhig, Trudel!“ beschwichtigte er. „Ich komme wieder.“

„Daß Dir hier treue Herzen schlagen,“ sagte der Oberförster, „weist Du, und wenn Du je eines Rates oder der Hilfe bedarfst, dann wende Dich nur vertrauensvoll an mich. Deine selige Mutter hat mein Versprechen, daß ich Dir stets ein väterlicher Freund sein werde, mit ins Grab genommen. Und nun lebe wohl und auf Wiedersehen! Wache, daß alle, die mit Liebe an Dir hängen, stolz auf Dich sein können!“

„Das gelobe ich in Deine Hände, Onkel, und auch in die Deinigen, Tante Regina! Gertrud, den Waldmann habe ich mitgebracht. Der Hund gehört mir, und ich darf ihn verchenken. Er wird gerne hier bleiben, und wenn er Dir seine Kunststücke vormacht, so denke daran, wie wir sie ihn beide im schönen, grünen Walde lehrten!“

Fort war er.

Trudel schlang die Arme um Waldmann und weinte, das Gesicht an sein glattes Fell geschmiegt, bittere Tränen.

15. Kapitel.

Wolf war ein passionierter Sportsmann. Er jagte mit Leidenschaft, lud den höchsten Adel und die im Mittelpunkt des geselligen Lebens stehenden Personen ein und ließ sich ein Jagdschloß bauen, in welchem die kostspieligsten Feste gefeiert wurden.

Gar bald nannte man ihn den tollen Stauffenbach, und er gab sich Mühe, diesen Spottnamen auch wirklich zu verdienen.

Eines Tages fuhr Wolf in einem mit vier Pferden bespannten eleganten Wagen aus.

Ein Mädchen in ärmlischer Kleidung, mit einem Körbchen am Arm, kam plötzlich aus dem Walde hervor.

Laut bellend sprangen die den Wagen begleitenden Hunde in die Höhe.

Sie erschraf, schrie laut auf und lief in der Angst über den Weg, aber sie wurde von den Pferden niedergeworfen und verletzt.

Stauffenbach zog die Zügel an und die Diener stiegen ab; aber schon sprang ein grauhaariger Mann aus dem Walde auf die Chaussee, hob das ohnmächtige Mädchen auf und schüttelte fluchend die Faust gegen den Schloßherrn.

„Was untersteht Ihr Euch?“ rief Wolf. „Seid wohl wieder betrunken, Bogner?“

„Ich nicht, aber vielleicht ist es ein anderer, der hier seine Narheiten treibt, auf friedliche Leute den Hund hegt und Menschen überfährt!“

„Zügelt Eure Zunge! Das Mädchen war selbst schuld daran!“

„Ja, weil sie in der Angst nicht wußte, wozu sie eilen sollte. Ich habe es gesehen.“

„Nun ist es genug, alter Säufel!“ schrie Wolf. „Mache Dich bezahlt!“

Eine volle Börse flog in den Staub der Straße. Bogner hob sie auf und schleuderte sie dem Majoratscherrn wieder zu.

„Behalte Deinen Bettel!“

„Unverschämter Mensch, gehe jetzt aus dem Wege!“

Stauffenbach trieb die Pferde an. Bogner hatte gerade noch Zeit, um zurückzuspringen; aber die Peitschenschnur zeichnete auf seiner Wange eine blutige Spur.

„Warte, das gedente ich Dir!“ freizügte Bogner auf und fluchte hinter dem Wagen her. Dann hob er das bewußtlose Mädchen auf und trug es nach Hause.

Der Zustand des Mädchens erwies sich als gefährlich. Das hübsche Gesicht war durch eine große Wunde entstell, und die Tritte der Pferde hatten außerdem noch eine schwere Gehirnerschütterung verursacht.

Auf Veranlassung des Oberförsters wurde die Verunglückte in das Krankenhaus gebracht und dort sorgfältig gepflegt; aber alle Mühe, das junge Leben zu erhalten, war vergebens. Magdalene starb nach drei Wochen, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Als das Mädchen begraben war, suchte Regina eines Tages den alten Vogner auf.

Sie fand ihn am Tische sitzend, den Kopf in die Hände gestützt.

„Ihr müßt Euch fassen, Bogner. Lene ist jetzt wohl!“

„Aber mir nicht!“

„Der liebe Gott hat Eure Tochter zu sich genommen und vielleicht vor größerem Unheil bewahrt.“

„Lassen Sie Gott aus dem Spiel, Frau Oberförsterin. Der hat nichts damit zu tun gehabt, sondern der Teufel brachte sie um, der Teufel in Gestalt unseres Majoratscherrn.“

„So dürft Ihr nicht reden,“ verwies sie streng; Freiherr von Stauffenbach trägt doch nur indirekt die Schuld an dem Unglück. Was geschah, stand im Buche des Schicksals geschrieben.“

„Vielleicht ist dort auch geschrieben, daß der Gräbige einmal elend zugrunde geht und die Todesangst meines armen Kindes teuer bezahlt, nicht mit Geld, sondern mit seinem eigenen Leben!“

„Vergleichen Reden mag ich von Euch nicht hören!“

„So hätten Sie eben zu mir nicht kommen sollen.“

„Ich kam aus Mitleid hierher!“

„Dann konnten Sie sich den beschwerlichen Weg sparen, Frau Baronin. Mir ist um niemand's Mitleid zu tun, weil mir doch keiner auf der Welt helfen und keiner die Lene wieder lebendig machen kann.“

„Es ist natürlich, daß Ihr Euch grämt; aber Ihr seid doch noch ein gesunder, kräftiger Mann, und angetrengte Tätigkeit hilft überwinden. Harald will Euch Arbeit verschaffen.“

„Sehr schön von dem Herrn Oberförster; aber es ist nicht notwendig. Was ich für mich brauche, bringt mir meine Schneberei ein. Die Lene hat kein neues Kleid, keine Schuhe und nichts mehr nötig.“

„Nun, so nehmt wenigstens diese kleine Unterstützung an, die ich Euch aus gutem Herzen biete!“

„Ich danke! Stecken Sie das Geld nur wieder ein! Ich nehme von keinem etwas, der Stauffenbach heißt!“

„Harald und ich, wir haben Euch und Magdalene doch nie gekränkt, sondern es immer mit dem Mädchen gut gemeint.“

„Ja, Sie sind eine brave Frau, auch der Herr Oberförster ist ein gütiger Herr, und mein Kind hing an ihm viel mehr als an mir. Ich wünsche Ihnen beiden das Beste, habe aber selbst keinen anderen Wunsch mehr als den, daß Lenes Mörder seine Untat tausendfach vergolten werde!“

Als er diese Worte mit heiserer Stimme hinausschrie, glich Bogner einem Dämon.

Jede andere Frau hätte sich abgewendet. Regina aber sprach zu dem Rasenden:

„Ich liebe mein einziges Kind zu sehr, als daß ich Euch nicht verteidigen könnte; aber ich fordere im Namen der Toten ein Versprechen von Euch!“

„Welches?“

„Daß Ihr den Lauf Eurer Kinte niemals auf Wolf von Stauffenbach richtet!“

Er zögerte, antwortete aber dann: „Gut, es sei! Ich habe schon vor Monaten der Lene versprochen müssen, daß ich keine Büchse mehr anrühre, und ich halte mein Wort!“

„Ueberlastet einer höheren Macht die Nachel Sie wird schon das richtige Werkzeug finden!“

„Das wird sie!“

„Habt Ihr noch Euer altes Gewehr, Bogner?“

„Das habe ich; aber es ist verrostet und nicht geladen; dort lehnt es.“

(Fortsetzung folgt.)



Kriegs-Allerlei

Wie er gefangen genommen wurde. Ein in Koblenz sehr bekannter Schutzmann, der augenblicklich zum Heeresdienst einberufen ist, steht auf dem Bahnhof. Kommt ein Gefangenentransport an, und ein Franzose ruft freich und munter in tadellosler Deutsch: „De, guten Tag, Herr S., kennen Sie mich nicht mehr?“ — „Was wollen Sie, machen Sie keinen Blödsinn!“ — „Doch, Sie müssen sich meiner erinnern, ich war noch vor zwei Monaten im Hotel X., wo ich immer gewohnt habe, wenn ich nach Koblenz kam.“ Und es stimmte. Es war ein französischer Kaufmann, den seine Geschäfte häufig nach Deutschland brachten. „Aber wie kommen Sie in Gefangenschaft?“ — „D, sehr einfach, in dem Gefecht bei ... wurde mein Hauptmann verwundet, und da machte ich mir absichtlich so lange an ihm zu schaffen, bis ich von ihren Landsleuten gefangen genommen wurde. Ich will mir doch nicht die Knochen kaputt schießen lassen!“ — „Wahrlich, dieser „Held“ scheint die Deutschen auf seinen Reisen kennen gelernt zu haben!“

Der Geist, der unsere Kriegsfreiwilligen befeht. Es gibt viele Beweise dafür, daß unter Volk Helden erstehen ließ, die bis zum Kriegsbeginn nichts von militärischen Dingen wußten, denen es aber Ehrenschrift war, sich dem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Ueber eine Willton sind es gewesen, die freiwillig des Königs Hof anzogen; deshalb wird man manch hübsches Wort, manchen herrlichen Brief als Vermächtnis aufbewahren, als Zeugen einer großen Zeit. Einzigartig dürfte jedoch ein Nachruf sein, den ein Kriegsfreiwilliger Hujar seiner Mutter aufsetzte. Am zweiten Mobilmachungstage meldete er sich und wurde mit einigen wenigen sofort eingestellt. Die Tage der Ausbildung dauerten ihm zu lange. Eine Erlösung war's ihm, als er hinaus durfte, dem Heinde entgegen. Er schwor seiner Mutter, nur mit dem Eisernen Kreuz geschmückt oder gar nicht wiederzukehren. Sollte er fallen, so dürfte sie um ihn nicht trauern. Sie mußte es schwören. Wollte sie seinen Tod anzeigen, dann nur durch die von ihm gegebene Anzeige folgenden Inhalts: „Den Helident für's Vaterland hab' mein lieber Sohn ... Er zog mit Begeisterung in den Krieg für Deutschlands gerechte Sache. Ich bin glücklich und stolz, diesen einzigen Sohn gehabt zu haben, und traure nicht um ihn. Das Leben war ihm gering, der Sieg das Höchste und Größte. Mein Sohn war ein Held, das wird meine Gedanken an ihn verklären.“ Dieser Kriegsfreiwillige war aus dem Volke und seine Mutter eine Bäuerin, die er ernährt hat.

Deutsche Menschlichkeit. Wir lesen im Londoner „Daily Telegraph“ vom 17. Oktober: Ein Gemeiner vom Regiment Blad Waich, jetzt im Hospital in Newcastle, erzählt: An der Küste lag ich stundenlang verwundet. Ein Deutscher kam herbei und verband meine Wunde unter schwerem Feuer. Als er mich zurechtgemacht hatte, wollte er sich entfernen, aber eine verirrte Kugel traf ihn, und nicht bei mir fiel er tot hin. — Nach Toffons (erzählt Korporal Souffon von den Seaforts) lag ich schwer verwundet auf dem Felde. Nahe dabei war ein junger Burjche vom Northamptonshire-Regiment. Ueber ihn beugte sich ein deutscher Infanterist, hielt eine Wasserflasche an seine Lippen und trank ihn zu beruhigen. Der verwundete Mann war im Delirium und rief fortwährend: „Mutter, bist du da?“ Der Deutsche schien zu verstehen, denn er streichte sanft mit der Hand über die fiebernde Stirn und liebkoste den armen Jungen so zart, wie eine Frau es nur getohnt hätte. Der Tod kam zuletzt, und als die Seele des Verwundeten zur letzten Abrechnung hinüberging, sah ich den Deutschen, wie er seine Tränen zu verbergen suchte.

Die Frankfurter Universität. Der „Madderadatsch“ widmet der stillen Eröffnung der Frankfurter Universität folgende Verse:

Ehne Brunnmahl, ohne Orden,
Ehne Rede, ohne Feit
Bist du nun eröffnet worden,
Alma mater in Südwelt.
Rechte Tat am rechten Orte,
Doch kein Trinkspud lang und sad.
Heute gelten keine Worte,
Heute gilt allein die Tat!

Heiteres

Mißverständnis. Gast: „Pittolo, wir suchen einen dritten Mann zum Stat!“ — Pittolo: „Bedaure, ich spiele nicht Karte!“

Strafmilderung. Richter: „Sie haben durch einen Meistlich dem Kläger die Leber verlezt.“ — Angeklagter: „Der Richter, ich hab' nicht gewußt, wo die Leber ist!“

Dann freilich. „So, Du bist dem Witz begegnet; hat er denn immer noch keinen bedeutungswürdigen Humor?“ — „D nein, er ist jetzt verheiratet!“

Der Verräter. „Kann Dein Vater gar nichts sprechen?“ — Betteljunge: „Nein, aber schimpfen tut er, wenn S ihm nit geben!“

Böshast. Theaterdirektor: „D, das Tanzen ist sehr gesund!“ — Gefannter: „Gabe ich gestern abend in Ihrem Theater beim Ballett gedacht, ... heimalt werden f' dabei!“

Rätsel-Ecke

Rätsel.

I.

Ich armer Sklave
Erleide harte Strafe
Und komme nie zum Schlafe.
Den Herden gleich im Brunnenhaus
Geh' ich ringsum, jahrein, jahraus;
Und fang' ich auch zu schlummern an,
Kommt ein metall'ner Mann heran,
Und treibt zu neuer Arbeit an.
Wo ist der Starke, der mich rettet?
Das Haus, das mich verschließt, liegt selber an der Kette!

S. P. Sebel.

II.

Dst begleitet' ich auch zu Schmerz und Leide
An die stille Gruft;
Dester schwing' ich mich zu eigner Freude
In die Frühlingsluft.

S. P. Sebel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:

I. Geld, Gebuld. — II. Kall.

Geschäftliches.

Der uns aufgezwungene Krieg stellt an unsere Fuhrtruppen in bezug auf Marschleistungen ganz besonders hohe Anforderungen. Um diesen genügen zu können, ist für unsere Krieger eine rationelle Fußpflege unbedingt notwendig. Dieselbe erfolgt am wirksamsten durch Anwendung von Lenciet's-Wund- und Schweißpuder. Die Füße und Strümpfe werden mit dem Lenciet-Wund- und Schweißpuder reichlich eingepudert, und es empfiehlt sich, die Stellen, die dem Druck und der Reibung am meisten ausgesetzt sind, mit dem Puder einzustreuen. Der billige Preis von 25 Pf. für die praktische Pappstreubose, resp. 75 Pf. für die große Streubose, ermöglicht jedem die Anschaffung des Lenciet-Wund- und Schweißpuders, der in allen Apotheken und Drogerien erhältlich ist. **Verlangen Sie ausführliche Prospektre aus Dr. Binhoff's Heil-, Rheinmetan- und Lenciet-Fabrik, Charlottenburg 4 und Wien VI/2.**

Extraktreiche und wohlbekömmliche **Likör-Essenzen** mit Rezepten
1 Dtd. Flaschen sortiert für 12 Liter ausreichend Mk. 2,75 franco überallhin
Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Kaufe mein Bett.

Sodsen rot, dikt Daunenther, große 1 1/2 Stül. Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Halbdaunen, das Gebett M. 30.—, dasselbe Bett mit Daunenther M. 35.—, Geistes herrschaftl. Daunenther M. 40.—. Zweifachläßig faltet jedes Bett M. 5.— mehr. Nichtiges Geld zurück. Bettfedern billig, Mat. frei. 30.000 Kunden. 1060 Rantfärberei. Bettfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Feld-Post
Rheuma
ische Beschwerden
Dr. R. Reiss RHEUMASAN
Mk. 1,200
Mk. 2,400
Erhältlich in Apotheken

Zur Aertfertigung von **Druckarbeiten**
empfiehlt sich die
Fol-Buch- und Steindruckerei
von **Wilhelm Greve**
Berlin SW. Ritterstr. 50

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H.
Berlin SW 68, Ritterstrasse 50
Kunstverlag Moderne Drucktechnik
Farbige Wiedergabe berühmter Gemälde alter u. neuer Meister
Doppelblatt Mk. 18.— Normalblatt Mk. 14.—
Katalog wird auf Wunsch franko zugesandt

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.
In unserem Verlage erscheint:
Kommentar zum Preussischen Wassergesetz
bearbeitet von
Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.
Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.
Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Klischees in Autotypie und Strichätzung
Wilhelm Greve,
Graphische Kunstanstalt,
Berlin SW, Ritterstr. 50.

Geld gibt ohne Bürgen, schnell, reell, fulante Kautionsabteilungen, seit 1891 bestehende
Firma Schulz & Co., Berlin 110, Kreuzbergstraße 21, Müddports.
Neue Gänsefedern,
wie sie von der Gans gerupft werden, mit allen Daunen à Pfd. 1,80 Mk. Diefelben Federn, mit allen Daunen, groß gerissen, à Pfd. 2,35 Mk., gut gerissen, mit allen Daunen à Pfd. 3,35 Mk., bereinigt gegen Raun, nehme, was nicht gefällt, zurück.
August Schuch, Gänsestaubanstalt, Neu-Zerbin 9 (Oberbrück)

Bei Bezug von Waren bitten wir höflichst, sich stets auf dies Blatt zu berufen.

Preussische Verlagsanstalt,
Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erschienen:

Oscar Pasch

- Op. 1. Psalm 130 (PreisKomposition) für Soli, Chor (fünfstimmig) und Orchester. Klavier-Auszug mit Text. Mk. 8.—
- Op. 7. 18 Lieder für gemischten Chor. Partitur in 3 Heften à Mk. 3.—
- Op. 10. Sechs sechsstimmige Motetten. Partitur à 11. Mk. 1.50
- Op. 23. Die Auferstehung des Jünglings zu Hain für Soli, Chor und Orgel oder Klavier. Partitur Mk. 8.— Stimmen kpl. Mk. 8.—
- Op. 24. Sechs achtschimmige Motetten für gem. Chor. 3 Hefte. Partitur à Mk. 2.—
- Op. 25. Fünf Motetten für Doppelchor. Einzel-Partitur à Mk. 1.50
- Op. 26. 38 Sprüche für 4 stimmigen gemischten Chor in 12 Heften à Mk. 1.50
Stimmen à Mk. 0.10
- Op. 27. Zwei Motetten für 4 stimmigen Männerchor, komplett 1 Heft, Partitur. Mk. 1.20
- Op. 28. Drei Motetten für 4 stimmigen Männerchor, komplett 1 Heft, Partitur. Mk. 1.50
- Op. 29. Vier Motetten für 4 stimmigen Männerchor, komplett 1 Heft, Partitur Mk. 2.40
- Op. 30. Fünf Motetten für 4 stimmigen Männerchor komplett 1 Heft, Partitur Mk. 3.—
Stimmen à Mk. 0.10
- Op. 32. „Am Meeresstrande“, Dichtung von D. E. Klopff für Soli, Chor und Pianoforte, Partitur Mk. 9.—
Stimmen kpl. Mk. 4.—

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1 000 000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zufendung erfolgt gegen Voreinendung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei
Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Sobeben erschienen!

Sobeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

